

«Es ist wichtig, sich ersetzbar zu machen»

Ein Gastrobetrieb, der junge Menschen mit Behinderung oder sozialer Auffälligkeit und junge Langzeitarbeitslose auf ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben vorbereitet

Text: Patricia Senn Bild: Thomas Hiller/Blindspot

Im Berner Länggasse-Quartier hat im Herbst 2016 ein neues Restaurant eröffnet: das Provisorium46. Geschäftsleiter ist Jonas Staub, Begründer von Blindspot, einer nationalen Förderorganisation für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung, und dies ist sein neuestes Inklusionsprojekt.

Der helle Raum mit den Holztischen wirkt einladend, und das Menü auf den schwarzen Tafeln tönt vielversprechend. Der Mittagrush ist gerade vorbei, hinter dem Tresen führt Jonas Staub einen neuen Mitarbeiter in seine Aufgaben ein. Aufgaben, die für den Geschäftsführer selber neu waren, denn er hatte keinerlei Gastroerfahrung, als er das Restaurant eröffnete. Es war ihm immer klar, dass er Spezialisten beiziehen würde, wenn es einmal so weit wäre. «Es ist ein Zusammenspiel: Die einen haben die Ideen, die anderen das Wissen», meint er, als er schliesslich am Tisch sitzt. Ursprünglich aus einem handwerklichen Beruf kommend, sammelte Jonas Staub schon früh als sogenannter Miterzieher Erfahrungen im sozialen Bereich und entschloss sich schliesslich, eine Ausbildung zum Sozialpädagogen zu machen. Bereits während der Studienzeit gab es einen Schlüsselmoment, als er realisierte, dass er sich immer mehr als Person im Zentrum betrachtete: Ohne die Sozialpädagogen war die Entwicklung der Menschen mit Behinderung vermeintlich schlechter, ohne sie lief überhaupt nichts. Das wurde zwar nicht offen kommuniziert, aber in der Praxis lief es darauf hinaus, erzählt er. Das war nicht das, was er unter Selbstbestimmung verstand. Er habe sich gelangweilt. Es gab kaum überraschende Momente, alles sei planbar gewesen. Also habe er begonnen nachzufragen und auszuprobieren – aufbauend auf der Frage, wo und wie es mehr Resonanz geben kann. «Den Entwicklungsprozess kann man nur beschleunigen, wenn man sich selber herausnimmt», sagt er und liefert auch gleich ein Beispiel: «Einmal habe ich mit einer Gruppe aus einer Institution für Jugend-

liche mit Behinderung einen Ausflug ins Kulturzentrum Reitschule nach Bern gemacht. Sie waren zum ersten Mal dort und hatten viele Fragen. Wieso ist es hier so laut? Was machen die Leute hier? Wieso kann man hier bis vier Uhr tanzen? Ich musste keine Überzeugungsarbeit leisten, sondern ihnen nur eine Plattform zeigen, die es schon gab. Mich brauchte es dazu nicht. Sie wollten das ganz automatisch auch für sich in Anspruch nehmen.»

Inklusion als gesellschaftlicher Mehrwert

Es wurde ihm auch schon vorgeworfen, keine Ahnung davon zu haben, was es wirklich bedeute, einen Menschen mit Behinderungen in der Familie zu haben, all die Rückschläge und schwierigen Momente. «Es stimmt, ich handle nicht aus einer persönlichen Betroffenheit heraus,

aber ich habe Respekt vor allen, die das tun. Nichtbetroffenheit kann aber auch den Vorteil haben, dass man unvoreingenommen an das Thema herangehen kann. Was mich antreibt, ist die tiefe Überzeugung, dass die Vielfalt, die durch Inklusion entsteht, ein Mehrwert für unsere Gesellschaft ist», betont er.

In der Sonderförderung seien heute immer noch alle Massnahmen an Institutionen geknüpft: Es gibt Werkstätten, Heime, Verbände, alles ist gut finanziert und hoch professionell. In der Gesellschaft scheint die Ansicht verbreitet, es gebe genug Institutionen für Menschen mit Behinderung. Die Inklusion wird (noch) nicht als Auftrag von allen wahrgenommen – im Gegensatz zur Flüchtlingsthematik beispielsweise, wo sich die Zivilgesellschaft aktuell in unzähligen Projekten engagiert. «Diesen Reflex beobachte ich beim Thema Behinderung nicht», stellt Jonas Staub fest.

«Innerhalb des Systems, wie es ist, stösst man immer wieder an Grenzen, und zwar

dort, wo die Selbstreflexion der betreuten Personen aufhört, wo sie sich konsequenterweise eingestehen müssten, dass es sie in dieser Form nicht mehr braucht. Das ist wohl menschlich. Nur hindert es in diesem Fall die von einer Behinderung betroffenen Menschen daran, weiterzukommen. Es ist in diesem System überhaupt nicht vorgesehen, dass die Leute die sozialen Einrichtungen verlassen, dann würden diese ja obsolet. Es kann sein, dass sie an eine andere Institution weitergegeben werden, aber nur so lange, wie die anderen Nachwuchs bekommen.»

Jonas Staub ist ein erbarmungsloser Kritiker des Systems – dessen ist er sich durchaus bewusst –, aber er erlebt, wie Vertretende von Institutionen, die Arbeitsintegrationsprojekte unterstützen, unruhig werden, wenn er versucht, den Gedanken

«Was mich antreibt, ist die tiefe Überzeugung, dass die Vielfalt, die durch Inklusion entsteht, ein Mehrwert für unsere Gesellschaft ist»

weiterzuspinnen: Was wäre, wenn die betreuten Personen plötzlich anfangen würden, ausserhalb ihrer gewöhnlichen Strukturen soziale Kontakte zu knüpfen, und irgendwann nicht mehr im Heim wohnen wollten und damit auch andere beeinflussen würden? Denn genau dies sei das Ziel der Inklusionsprojekte von Blindspot: einen sichtbaren Mehrwert aufzuzeigen. Und den gebe es auf allen Seiten: Durch die IV ist die Existenz derjenigen Mitarbeitenden, die eine Rente beziehen, gesichert. Dadurch entstehen dem Provisorium46 keine Lohnkosten, gleichzeitig wird es möglich, aufwendige Produkte wie selbst gemachte Ravioli anzubieten. Die Angestellten ihrerseits haben einen Arbeitsort, an dem sie «empowert» werden und obendrein einen Zustupf erhalten in Form von Trinkgeld, welches auf alle Mitarbeitenden gleich verteilt wird. Gerade im Gastgewerbe könnte dieses Modell Schule machen, denn wie die anderen Projekte auch ist es konzeptionell multiplizierbar oder kopier-



Jonas Staub, Gründer von Blindspot und Geschäftsleiter des Inklusionsprojekts Provisorium46

bar. Das ist nicht nur eine Idee, sondern gleichzeitig auch eine Marktlücke.

Kritik spornt ihn an

Jonas Staub denkt und spricht schnell, und er weiss, dass er mit seinen Aussagen polarisiert. Die erwähnten Reitschule-Besuche wurden ihm später verboten, da habe er gemerkt: «Ah, jetzt ist etwas passiert, jetzt sind wir auf einem neuen Feld, hier fängt der Veränderungsprozess an.» Die massive Kritik, nicht von den Betroffenen, sondern vonseiten der Pädagogen, spornte ihn an, seinen Weg erst recht zu verfolgen. «Ich war schon als Kind so: Wenn etwas zu Kopfschütteln führte, weil es nicht ganz der Norm entsprach, dann hat es mich immer gereizt. Auch als ich Blindspot gründete, prognostizierten mir diverse Verbände einen raschen Untergang und wollten nichts damit zu tun haben – das war 2004, die waren einfach noch nicht so weit, das nehme ich ihnen nicht übel. Heute stehen einige dieser Verbände und Ämter auch finanziell hinter uns. Ihre Skepsis hat mich sozusagen angetrieben, es unbedingt schaffen zu wollen. In diesem Sinne bin ich ihnen sogar fast dankbar», lacht er verschmitzt.

Dabeisein ist alles

Inklusion kann man eigentlich einfach erklären: Menschen mit Behinderung oder sozialer Auffälligkeit nutzen dieselben Institutionen und Strukturen wie alle anderen auch. Diesem Prinzip folgen auch die Kinder- und Jugendprojekte, die Blindspot seit über zehn Jahren anbietet. Während der Ausbildung organisierte der angehende Sozialpädagoge Sportlager für nicht behinderte Personen. Gleichzeitig hörte er bei der Arbeit mit Menschen mit Behinderung immer öfter den Wunsch, auch an solchen Lagern teilnehmen zu können. Das Bedürfnis, das er auf beiden Seiten ausmachen konnte, war der Wunsch, dabei zu sein, trendy zu sein. Die pragmatische Lösung war, ein erfolgreiches Konzept zu nehmen, wie zum Beispiel ein Skilager, und es für alle anzubieten. Unter dem Motto «Unmögliches möglich machen» startete das erste Inklusionsprojekt: ein Wintercamp für Jugendliche mit und ohne Behinderung. «Bei Menschen mit Behinderungen arbeiten wir in erster Linie darauf hin, dass sie dabei sind und dasselbe machen können wie die anderen auch. Die nicht behinderten Kinder und Jugendlichen gewinnen wir über ein spezifisches Interesse, wie Tanzen oder Skifahren. Wir haben

ben sehr gute Lehrerinnen und Lehrer, professionelle Breakdancer und arbeiten mit renommierten Institutionen wie zum Beispiel dem Ferienpass zusammen. Der Unterschied zu anderen Sportlagern ist, dass wir vielfältiger und nah an den Bedürfnissen der Jugendlichen sind. Ausserdem arbeiten wir auf langfristige Ergebnisse und Wirkungen hin.» Natürlich machten sie auch Fehler, so mussten sie erst lernen, dass das richtige Verhältnis von Kindern mit und ohne Behinderung existenziell für ein erfolgreiches Projekt ist, damit sich die Nichtbehinderten nicht als soziale Versuchskaninchen vorkommen. Wenn man Kindern soziale Entwicklung aufzwingt, passiert sehr oft das Gegenteil. Doch jeder und jede habe sein Tempo, um den Zugang zu finden.

Loslassen

Jonas Staub ist schon wieder auf dem Sprung, es bleibt gerade noch genug Zeit für einen Blick zurück: «Ich war immer wieder bereit zu scheitern. Heute können wir sagen, der Erfolg gibt uns recht. Damals brauchte es schon etwas Mut und natürlich auch viel Glück. Um innovativ zu bleiben, muss man immer wieder an die Basis zurückkehren und aus den Gesprächen mit den Leuten lernen. Ich könnte nie alleiniger Kopf einer Organisation sein, das ist nicht meine Führungsphilosophie.» Ein Vorbild war sicherlich sein Vater. Er arbeitete als Gärtnermeister mit jugendlichen Straffälligen. Sein Ziel war es, sie zurück in die Gesellschaft zu bringen. Dass sie sich nach ihrer Entlassung meist bald nicht mehr meldeten, fand er richtig so. Schliesslich war der Prozess damit abgeschlossen. «Das hat mich sicherlich beeinflusst. Ich bin überzeugt, dass andere Personen unabhängig werden, wenn man sich selber ersetzbar macht. Mir wurde auch schon gesagt, das sei ja nicht so gut, dass wir bei den Menschen hier massive Kompetenzen aufbauen und sie dann weiterschicken und dann andere davon profitieren. Dabei ist das genau das, was mich interessiert. Es treibt mich an, diesen Mehrwert zu erzeugen, der Vielfalt ermöglicht. Das kann auf der Kinder- oder Elternebene, auf der Gäste- oder Mitarbeiterebene sein. So viele Menschen haben das Bedürfnis, in einer vielfältigen Gesellschaft zu leben. Das Monotone löscht vielen ab. Die Vielfalt erzeugt bei vielen Menschen eine grosse Zufriedenheit und neue Kraft. Das treibt mich schon an.»

Links

www.provisorium46.ch
www.blindspot.ch